6. November 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 252

In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(12. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Das Weihnachtsfest mit seinen lieben Gebräuchen und Weisen war vorüber. Eine wunderbare, heilige Weihe hatte über dem Freihofe gelegen, als die Kerzen des Christbaumes hinausgeleuchtet hatten in die stille Winternacht.

Für den Neujahrstag hatte sich Fritz Menzel angesagt. Weihnachten zu kommen, war ihm unmöglich gewesen.

Karl Demut aber und seine junge Frau waren am Neujahrstage über Land gefahren. Der Freihofbauer wollte mit dem Besuche allein sein.

Nun saß der alte Fryman allein in der getäfelten, warmen Stube an dem schweren Eichentische und sann. Es ging ihm allerlei durch den Kopf. Das Schicksal im eigenen Hause bewegte ihn, und seine Neujahrsgedanken waren ein herzliches Gebet. Die Zukunft schien licht geworden zu sein. Nach menschlichem Ermessen lauerte an der Schwelle des neuen Jahres kein neues Unheil. Schwer aber lag es ihm auf dem Herzen, daß am Ende von seinen Worten die Zukunft zweier Menschen, die er lieb hatte, beeinflußt werden mußte, noch dazu in einer Weise, die für den Augenblick nur Herzeleid und Trauer wachrufen würde. So saß er, sann und sann. Die Uhr im Kasten tickte, das Feuer im Ofen knisterte, ab und zu klang ein verlorener Ton vom Stalle her, und auf leisen Sohlen, aber fest und unerbittlich, schritt der erste Tag des neuen Jahres seinen Gang.

Da klang helles Schellengeläut vom Hofe her. Fritz Menzel war angelangt. Fryman stand auf, richtete sich strack in die Höhe, strich eine graue Haarsträhne aus der Stirn und ging mit festen Schritten der Tür zu, den Besuch zu bewillkommnen.

„Guten Tag, Freibauer," rief Fritz Menzel, „und: Gottes Segen zum neuen Jahre!"

„Ebenso, Fritz, und Gott sei mit dir!"

Nun saßen sie sich in der Stube gegenüber. Fritz Menzel war unangenehm überrascht gewesen, als er erfahren, daß Karl und Hanna nicht daheim seien, aber er fühlte, daß der Freibauer mit ihm reden wollte, und so war es ihm recht. Er wollte heute die Entscheidung herbeiführen und wußte, daß das, was der Freibauer dazu zu sagen hatte, Hand und Fuß hatte. Die zwei hielten sich denn auch nicht lange mit nebensächlichen Dingen auf, sondern kamen rasch zum Ziele.

„Ich bin gekommen, heute Martha Schmidt zu fragen, ob sie meine Frau werden will," begann Fritz Menzel.

„Ich ahnte es," entgegnete der Freibauer.

„Nun, und was ist eure Meinung?"

„Meine Meinung kommt nicht in Frage. Wenn ihr zwei heiraten wollt, habe ich nichts dazu zu sagen."

„Das wohl, aber Ihr werdet etwas dazu sagen."

„Kein Wort, wenn du es nicht haben willst."

„Ich hätte es aber gern."

„Das ist etwas anderes. Vor allem: das Mädel ist der höchsten Achtung wert, und ich wüßte keine, die mir nach meiner Tochter lieber wäre."

„Und ich habe sie von Herzen gern. Wenn Ihr nun noch dazu so urteilt, dann sehe ich nichts im Wege liegen. Meine Mutter weiß um meinen Schritt, und sie ist einverstanden."

„Es ist brav von dir, daß du dich deiner Mutter offenbart hast. Aber: was weißt du über Martha Schmidts Eltern?"

„Nicht viel; sie sind arm."

„Nicht so arg, als du meinst."

„Nun und sonst?"

„Ihr Vater war Gemeindediener in Rehbach."

„Das ist keine Schande."

„Bewahre. Er hat sich redlich durchgeschlagen, ist ein großes, gutmütiges Kind."

„Das hindert mich nicht."

„Aber die Mutter . . .," der Bauer stockte.

Fritz Menzel sah ihm scharf in die Augen, legte die Faust schwer auf den Tisch und fragte: „Steht sie in keinem guten Rufe?"

„Nicht so, wie du zu glauben scheinst. Ihr Lebenswandel ist nach der Richtung hin völlig ohne Tadel. Aber" — — — und ernst fuhr der Bauer fort: „was an Besitztum da ist, hat Anna Dorothea erworben — und nicht mit ihrer Hände Arbeit."

„Sondern, ge — — —," Fritz Menzel wollte das „gestohlen?" fast herausschreien. Der Bauer aber legte ihm seine große, harte Hand auf die feste Faust.

„Nein, nicht gestohlen. Sie hat es verdient als ‚kluge Frau'," sagte er schwer.

„Martha Schmidts Mutter ist eine kluge Frau?" fragte Fritz Menzel in tiefem Erschrecken.

„Ja, sie hat den Leuten mit ihrer Kunst geholfen hier und in der Runde. Ich wundere mich, daß ihr in Mönchebach nicht davon erfahren habt."

„Ich habe nie davon gehört. Und Ihr meint, sie hat die Leute betrogen?"

„Das meine ich nicht. Sie hat mit ihren Sprüchen und Tränken Menschen und Vieh kuriert allerwärts, wohin man sie holte. Man sagt ihr viel Erfolg nach, ob mit Recht oder Unrecht, das weiß ich nicht."

Fritz Menzel hatte den Kopf in die Hand gestützt und murmelte vor sich hin: „Also eine kluge Frau."

„Ja," redete der Bauer weiter, „und sechsundsechzig und siebzig hat Christian Himmelsbriefe schreiben müssen, die die Soldaten mit in das Feld genommen haben."

„Davon habe ich gehört, und die hat Marthas Mutter geschrieben?"

„Nicht sie selbst. Sie kann nicht schreiben, aber ihr Mann hat es tun müssen, und sie hat sie verkauft."

„Die hat Marthas Mutter verkauft?"

„Das ist, was ich dir zu sagen hatte, und nun besprich es mit dir selbst."

Fritz Menzel starrte wortlos vor sich hin. Es war die alte Geschichte: daß es kluge Frauen gab, war ihm nichts Neues. Er wußte sogar in Mönchebach etliche Leute, die sich der Hilfe einer klugen Frau bedient hatten. Angesehene Leute waren es, denen zudem niemand einen Vorwurf aus ihrem Aberglauben machte. An den Leuten blieb kein Makel hängen, aber die kluge Frau, die kluge Frau! Die Tochter einer klugen Frau als Bäuerin in ein Bauernhaus einführen, wird das gut tun? „Daß Gott," seufzte der Bursche, „und das muß Martha Schmidts Mutter sein!"

„Nun sei kein Tor," begann der Bauer fest. „Du beschmutzt dich und dein Haus nicht, wenn du Martha Schmidt heiratest. Sie geht in meinem Hause ein und aus als meines Kindes liebste Freundin. Aber du mußt wissen, ob du stark genug sein wirst, es zu ertragen, wenn andere Leute hinter deinem Rücken oder dir ins Gesicht von deiner Schwiegermutter sprechen, vielleicht gar in deiner Frau die Tochter ihrer Mutter zu finden glauben auch nach der Seite hin, die dir jetzt so viel zu schaffen macht."

„Freibauer," sagte Fritz Menzel, „ich weiß noch nicht, was ich tue. Ich bin doch — ein Bauer."

„Das ist es. Darum sage ich dir dies alles. Bist du aber wirklich ein Bauer, dann bist du auch aus hartem Holze, beißt die Zähne zusammen, überdenkst deine Lage und tust dann, was du für das Rechte hältst. Du mußt fest auf den Füßen stehen. Es gibt kaum ein Menschenleben, in dem alles und zu jeder Zeit glatt gegangen wäre. Auch ich habe einmal mit dem Kopfe durch die Wand gewollt, und wenn dir heute einer sagt, der Freibauer hat nach Geld geheiratet, so glaube es. Wenn dir aber einer sagt, ich sei nicht glücklich gewesen, und das Mädchen, das ich nicht heiraten durfte, sei mit einem anderen unglücklich geworden, so nenne ihn einen Lügner."

Fritz Menzel antwortete nicht, aber er sah dem Bauern in das Gesicht, und so fuhr der Freibauer fort: „Meine Frau war mir vom Vater bestimmt, solange ich denken kann, und ich war einverstanden, bis ich die andere kennenlernte. Dann aber habe ich mich gegen meinen Vater aufgelehnt. Es ist zu harten Worten gekommen, und ich bin davongelaufen. Da hat mich das Mädchen auf den rechten Weg gewiesen, und wenn mir schon ihr Herz gehörte, sie hat mir das Wort zurückgegeben. Ich habe ihr Untreue vorgeworfen, bin liederlich geworden und habe getobt. Zuletzt aber habe ich die Zähne zusammengebissen, bin hingegangen, habe nach meines Vaters Willen die andere gefreit, und der Freihof, der ein kleines, wenn auch schönes Gut war, ist um hundert Morgen größer geworden. Und bei Gott: wir sind beide glücklich geworden, ich und das Mädchen, das bald nachher auch heiratete, und es hat keines dem Ehegatten auch nur mit einem Gedanken die Treue gebrochen. Das ist Bauernart, hart, aber gut. Und sie muß so sein, wenn der Bauernstand das bleiben soll, was er in Jahrhunderten geworden ist, der feste Grund nun auch des neuen Deutschen Reiches, das der große Mann, der Bismarck, wieder aufgebaut hat. Junge, ich saß tief, tief im Elend, als ihr das Deutsche Reich wieder aufrichtet, aber es war mir eine stolze Freude, zu wissen, daß ich nun ein deutscher Bauer bin."

Beide schwiegen lange. Dann fuhr der Freibauer fort: „Nun, Fritz, tu was ich dir sagte, überlege dir alles reiflich und dann handle. Ich stehe an deiner Seite, mag die Entscheidung so oder so ausfallen. Und nun fahr' heim, mache aber einen Umweg und laß die Gäule langsam gehen. Du brauchst Karl und Hannchen heute nicht zu treffen."

Fritz Menzel erhob sich und drückte dem Bauern die Hand. „Ich danke euch herzlich, Freibauer," sagte er. „Ihr habt mir wie ein Vater geraten."

„Nicht geraten, Fritz, da sei Gott vor, daß ich dir in solchen Dingen rate, aber ich meine es gut mit dir wie ein Vater."

„Wollte Gott, ich hätte meinen Vater noch!"

„Du hast deine Mutter. Und, Fritz, wenn du erfahren willst, wer das Mädchen war, die ich zu meiner Bäuerin machen wollte, so — frage deine Mutter."

Da sah ihn der junge Bauer überrascht an und ging langsam zur Tür hinaus.

Bald saß er im Schlitten, wußte aber nicht, wer ihm die Zügel gereicht hatte. Die Gäule trotteten ihren Weg. Doch am ersten Kreuzwege faßte er die Zügel fester und lenkte rechts ab in den Hohlweg nach Schönwalde. Es dunkelte, und in Schönwalde war Tanz. Die Burschen stampften, und die Mädchen jauchzten. Da zog Fritz Menzel die Zügel straff, bog in die Kirchgasse ein und fuhr in schlankem Trabe durch das Dorf. Draußen auf der Landstraße ließ er die Pferde wieder langsamer gehen, und so kam er am späten Abend vor seinem Hoftor in Mönchebach an.

Die Mutter empfing ihn, aber er sagte auf ihren fragenden Blick hin nur: „Morgen, Mutter, heute nicht!" In seiner stillen Kammer aber lag er und sann lange Stunden lang.

Gegen Morgen schlief er ein, und als er später mit seiner Mutter zusammentraf, da stand er wieder mit beiden Füßen fest auf der Erde. Aber sein Gesicht war ernst; er war ein Mann geworden.

Nach dem Frühstück saß er mit seiner Mutter allein in der Stube. Da faßte er ihre beiden Hände und erzählte ihr alles. Als er zu Ende gekommen war, fragte er: „Nun, Mutter, würdest du das Mädchen zu deiner Schwiegertochter mögen?"

Die Frau sagte nur: „Fritz," aber eine Träne saß ihr im Augenwinkel, und ein herzliches Mitleid brach ihr aus den Augen.

„Nein, Mutter," sagte Fritz, „ich bin durch! Ich tue, was ich muß. Gebe Gott, daß es das Rechte ist. Aber redet mir jetzt nichts wieder vom Heiraten. Ich will Else auszahlen, sobald es geht. Sie soll heiraten und nicht um meinetwillen warten müssen. Ich will arbeiten, und du, Mutter, bleibst bei mir."

„Ja," sagte die Mutter und drückte ihm die Hand. „Ich bleibe."

„Und auch von euch zweien hat mir der Freibauer erzählt," fuhr der Sohn fort. „Mutter, Mutter!"

Da wurde die Frau rot und sagte ernst: „Fritz, ich war glücklich wie selten eine Frau, und dein Vater hat mein ganzes Herz gehabt." Damit ging sie an ihre Arbeit.

Fritz Menzel aber stopfte sich die kurze Pfeife, zog die dicke Joppe an und schulterte die schwere Holzaxt. Dann rief er den Knecht und ging mit ihm hinaus in das Holz. Als die scharfen Schläge durch den Wald hallten und dem Bauern der Schweiß von der Stirne rann, da ward ihm das Herz leichter, und er fürchtete sich nicht mehr vor den Gedanken, die ihm das Alleinsein und die Ruhe bringen würden. — — — — — —

Auch Martha Schmidt saß am Neujahrstage in der

stillen Stube. Daß Fritz Menzel in diesen Tagen kommen wollte und würde, das wußte sie. Nun mußte es sich entscheiden, wie sich die Zukunft gestaltete. Würde Fritz stark genug sein, von Vorurteilen unbeeinflußt, das Mädchen, dem er seine Liebe schon halb gestanden hatte, heimzuführen oder würde die alte bäuerliche Art, die nicht einen Fuß breit vom Althergebrachten abweicht, ihn unterkriegen? Martha hoffte! Wenn sie sich gleich darauf auch eine Närrin schalt, die Hoffnung redete doch immer wieder mit starker Stimme in ihr. — Da hörte sie Schellengeläut. Sie lief rasch aus der Stube und sah eben noch, wie Fritz Menzel in den Freibauernhof fuhr. Nun ging sie unruhig hin und her, tat dies und das, und meist war es verkehrt. Sie wartete. Als es dunkel wurde, da wußte sie, daß es gekommen war, wie sie gefürchtet hatte. Fritz Menzel war Bauer, nur Bauer, kein Mann, der in raschem Entschlusse ein Mädchen an sich riß. Auch sie war in ähnlichen Anschauungen aufgewachsen und erst draußen freier geworden in ihrem Denken. Sie flüchtete ihre Tränen in die dunkle Kammer, reckte dann nach ihrer Art frisch die Arme und war darüber hinweg. Aber bewußt und klar ruhte noch immer die Hoffnung in ihrem Herzen.

* *
*

Das Jahr ging seinen Lauf, und jeder Tag hatte seine eigene Plage. Allerwegen gab es viel Arbeit. Martha Schmidt kam nicht allzu häufig nach dem Freihofe. Fryman selbst hatte ihr seine Unterredung mit Fritz Menzel erzählt, und daß der nichts wieder von sich hören ließ, bestätigte dem Mädchen, was es gefürchtet hatte: er schlug sie aus um ihrer Mutter willen. Ein anderer Bauer hätte es an seiner Stelle vielleicht auch getan. Martha Schmidt machte Fritz Menzel keinen Vorwurf, wiewohl es bitter weh tat, schuldlos beiseite geschoben zu werden. Und sie hatte ein so warmes Herz voller Liebe! Noch machte ihr die Mutter viel Sorge. Auf den Rat der Tochter hatten die Eltern mehrere Grundstücke gekauft. Nun gab es Arbeit in Hülle und Fülle, und das war gut.

Anna Dorothea aber arbeitete selten mit Lust. Wohl kam es vor, daß sie sich herzlich freute, wenn die grüne Saat auf den neuerworbenen Breiten lustig in die Höhe sproßte. Viel öfter aber war sie trübsinnig, stierte vor sich hin, hatte auch wohl Tränen in den Augen, wenn sie der rüstigen, arbeitsfrohen Tochter zusah, die unermüdlich schaffte und doch zuweilen einen Seufzer nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Christian, der Vater, fühlte sich in der neuen Lage am wohlsten. Im Stalle standen drei blanke Kühe, Christians besondere Lieblinge. Mit ihnen unterhielt er sich, wenn er sie fütterte. Die Rotschecke hatte er besonders gern. Der las er die saftigsten Blätter zusammen und fragte sie dann, ob es ihr schmecke. „Muh“ antwortete die Schecke. Das hieß für Christian: ‚Ja, aber es reicht noch nicht.‘ Da suchte er ihr neue Leckerbissen.

Des Hauses bester Freund war der alte Freibauer. Für die zu erwartende Heu- und Getreideernte waren Schmidts Scheunen und Schuppen zu klein geworden. Da mußte erweitert werden. An Christian Schmidts Besitz aber grenzte ein Feld des Freibauern. Der verkaufte ihm das nötige Bauland.

Nun kamen die Handwerker in das Haus. Die kleine Scheune ward hinausgerückt und vergrößert. An den Stall setzte man ein Stück an, und Christian fuhr wacker Feldsteine und Ziegel herbei.

Neulich hatte er zu schwer aufgeladen, und eine Radachse war gebrochen. Da hatte Christian das Rad heruntergenommen, den Achsenstumpf gefaßt, ihn mit seinen Riesenarmen emporgehoben und getragen und war so durch das Dorf kutschiert. Die Kraftprobe hatte manchem, der sie sah, ein erstauntes, gut gemeintes „Donnerwetter noch nein“ entrissen.

Auf ihren Gängen durch das Feld war Anna Dorothea einmal mit Hanna Demut zusammengetroffen. Da hatte sie ihr die Hand gegeben und gebeten: „Hanna, sei mir nicht mehr böse!“ Hanna hatte ihr herzlich die Hand gedrückt und geantwortet: „Schmidts Mutter, glaubt es mir, ich bin euch nicht böse. Ich bin dem Herrgott viel zu dankbar, als daß ich euch böse sein könnte. Zudem trage ich die größere Schuld.“ Da hatte Anna Dorothea geweint, hatte den Kopf geschüttelt und war gegangen. Es war aber doch seit der Zeit ein wenig besser geworden mit ihr. Daß die junge Freibäuerin so wohl aussah, hatte sie beruhigt.

In dieser Zeit war Christian verunglückt. Ein schwerer Stein, den er den Maurern, die die Bruchsteinmauer bauten, hinauf auf das Brettergerüst gehoben hatte, war ihm entglitten und auf den Fuß gefallen. Der Stein hatte ihm zwei Zehen am rechten Fuße vollständig zerschmettert, und Christian war zusammengebrochen. Er hatte sich aber rasch wieder erhoben und war in die Stube gehinkt. Als er dort die breitgedrückten Zehen, die kaum noch am Fuße hingen, betrachtete, schüttelte er den Kopf. Martha kam mit Wasser und Binden gelaufen und schrie auf, als sie die Verletzung sah. Sie rannte zu dem Nachbar. Dessen Junge mußte den Arzt holen. Christian aber sagte zu seiner Frau: „Mir scheint, die Zehen müssen herunter.“ Anna Dorothea untersuchte sie und erklärte gleichfalls, daß wohl nichts weiter übrig bleiben werde. Als sie dann an den Brunnen ging, frisches Wasser zu holen, nahm Christian in aller Seelenruhe sein Taschenmesser und schnitt sich die beiden Zehen ab. Frau und Tochter waren entsetzt, Christian aber erklärte: „Der Doktor hätte ja auch nichts anderes getan!“ Der Arzt hatte denn in der Tat auch weiter nichts zu tun, als den Fuß zu verbinden. Er verordnete darüber hinaus dem Verletzten strengste Ruhe. Der aber lachte und sagte: „Herr Doktor, wegen zwei Zehen brauchen Sie wirklich nicht soviel Aufhebens zu machen. Ich habe immer noch acht und auch noch zehn Finger. Und ausruhen kann ich jetzt nicht.“ Da war der Arzt zornig geworden und hatte mit aller Strenge verlangt, daß Schmidt seine Vorschriften befolge, sonst müsse der Fuß, vielleicht gar das Bein herunter. Das hatte den Riesen etwas eingeschüchtert, und er war drei Tage im Bette geblieben, am vierten aber hinkte er wieder auf dem Hofe umher, und nach weiteren acht Tagen kutschierte er wieder seine Kühe durchs Dorf. Der linke Fuß steckte in einem Pantoffel, an den rechten aber hatte er über den Verband einen Strumpf gezogen, und so ging er seiner Arbeit nach. Die Wunde heilte ungewöhnlich rasch.

Der Herbst füllte Scheunen und Keller mit Wintervorrat, und im Winter klangen auf Christian Schmidts Tenne die Flegel lustig im Dreitakt.

Auch in Fritz Menzels Heim hatte sich manches verändert. Kurz nach seiner Heimkehr aus Rehbach am Neujahrstage war er in die Stadt gefahren und hatte auf der Kreissparkasse eine Hypothek auf sein Besitztum aufgenommen. Von dem Gelde hatte er die Schwester ausgezahlt, ihr den auf sie entfallenden Teil der Erbschaft ausgehändigt.

Nicht lange danach hatten Schwester und Schwager einem Bauern im Dorfe, der durch den Trunk seinen Besitz vergeudet hatte, das Gut abgekauft und hatten geheiratet. Die Mutter blieb bei dem Sohne, der an Stelle der Schwester noch eine Magd in das Haus genommen hatte. Der junge Bauer arbeitete noch wackerer als sonst, und wenn er sich nach etwas sehnte, so war es ein Krieg. Er konnte das Mädchen in Rehbach doch nicht vergessen.

Die Mutter hatte allenthalben Erkundigungen eingezogen, weil sie erwartete, daß sie der Sohn noch einmal fragen würde: „Willst du die Tochter der klugen Frau als deine Schwiegertochter in das Haus nehmen?“ Sie war sogar, was seit undenklich langer Zeit nicht geschehen war, auf dem Freihofe gewesen; aber auf des Freibauern Rat, der ganz ihrer eigenen Ansicht entsprach, hatte sie doch mit dem Sohne nicht von dem Mädchen gesprochen. Sie war aber entschlossen, wenn er noch einmal fragen sollte, ja zu sagen; denn von allen Seiten war ihr das Mädchen gelobt worden, und auch ihre Mutter hatte niemand geschmäht. Daß die Leute so wacker vorwärts kamen, empfahl sie zudem noch besonders. Gut Ding will Weile haben, besonders ein so schwerwiegendes, wie es eine Heirat ist. Auch der Sohn brachte die Rede nicht wieder auf das Mädchen aus Rehbach. So ging denn die Arbeit ihren Weg, und das Jahr ging mit ihr dahin.

Wieder leuchteten die Weihnachtskerzen, wieder schritt ein Jahr aus der Welt, trat ein neues Jahr herein. Und alles ging seinen alten Lauf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein alter Herr hebt die Hand

Von **T. R. Grok**

Am äußersten Rande der Stadt war der Autoverkehr bei weitem nicht so lebhaft wie im Zentrum, aber für den Zweck, den der alte Mann, seitlich des Weges, verfolgte, war er vollauf genügend. Dieser Zweck war nicht zweifelhaft, denn der Mann wartete nur auf e i n Auto und nicht mehr.

Jedesmal, sobald in der Ferne ein Personen- oder ein Lastauto auftauchte, verließ er seinen Platz unter den Bäumen, machte ein paar schnelle Schritte nach vorn und spähte scharf in die Richtung, aus der das Summen des Motors kam.

Sah er, daß das Auto voll besetzt war, oder glaubte der alte Herr aus anderen Gründen, daß er doch keinen Erfolg haben würde, dann trat er langsam, kopfschüttelnd und ein bißchen verdrießlich unter die Bäume zurück und wartete geduldig auf eine bessere Chance Es war deutlich, daß die bessere Chance in einem Auto bestand, in dem auch für ihn Platz war.

Dann hob er seine Hand hoch, eine alte, zitternde Hand, und es war eine Bitte und ein Los in der Lotterie zugleich. Würde er . . . würde er jetzt mitfahren dürfen? Bis jetzt hatte er in der Lotterie eine Niete gezogen, denn noch kein einziger Automobilfahrer hatte von ihm genügend Notiz genommen, wenigstens hatte der Alte noch nicht einen zum Stoppen bewegen können.

Da geschah es, daß aus einem einsamen Haus jenseits der Landstraße ein Mädchen trat, blond und freundlich, jung und froh wie das Leben selbst. Wahrscheinlich hatte sie von dem Hause aus die vergeblichen Bemühungen des Alten an der gegenüberliegenden Seite beobachtet, und in ihrem Jungmädchenherzen war eine Saite erklungen von nicht lange überlegendem Mitgefühl, das auch allein das wahre ist.

Flink wie ein Reh überschritt sie die Straße, und dann sprachen achtzehn Lenze mit einem Winter von vielleicht fünfundsechzig.

Erst war der alte Mann erstaunt, dann ungläubig und schließlich, mit einem plötzlichen Umschwung, hocherfreut. Das Mädchen hatte ihm anscheinend etwas eröffnet, das er erst langsam begriff. Aber dann war er ebenso lebendig wie seine Helferin. Es stand außer Zweifel, daß die beiden zusammen ein Komplott schmiedeten.

Und so fügte es sich, daß wieder ein Auto ankam, ein Luxusauto, in dem Platz war, denn es saß nur ein Herr darin und dieser am Steuer. Aber diesmal trat nicht, wie bisher, der alte Mann heran, im Gegenteil, es schien, als ob er sich absichtlich hinter den Bäumen versteckt hielt. An seiner Stelle trat das junge Mädchen hervor und lachte, indem sie die Hand erhob, die zu den achtzehn Lenzen gehörte.

Und siehe da, es geschah das, worauf der alte Mann so lange vergeblich gewartet hatte. Das Auto hielt. Es war noch ein junger Mann, der am Steuer saß. Er lachte zurück.

„Nun?“ sagte er, und schon der Ton dieses einen Wortes war eine Einladung.

Das Mädchen lachte noch einmal. Sie war wirklich reizend „Ach, verzeihen Sie, kann jemand mitfahren?“

Die Tür wurde bereits geöffnet.

„Aber gewiß, steigen Sie nur ein,“ sagte der Herr. Doch das Mädchen lachte zum drittenmal.

„Hallo!“ rief sie.

Hinter den Bäumen trat der alte Mann hervor.

„Sie können einsteigen, dieser Herr ist so liebenswürdig, Sie mitzunehmen,“ sagte sie überglücklich, ohne auf das verblüffte und enttäuschte Gesicht des Autofahrers zu achten.

Sie half dem Alten beim Einsteigen.

„Gute Fahrt!“ winkte sie ihm nach.

Zeitschriften

Die Galerie. Das Oktoberheft dieser ausgezeichneten Zeitschrift bringt neben seiner großen Bildbeilage von 20 ganzseitigen I l l u s t r a t i o n e n besonders interessante Textbeiträge. Da ist vor allem der Holländer van Gelder, der amüsant und lehrreich über „Richtungen und Strömungen in der Kunstphotographie“ schreibt. Der Ungar Ernö Vadas erzählt die Geschichte seines Bildes „Die Gänse“, das im Preisausschreiben der Galerie den ersten Preis von schw. Frs. 1000 erhielt. Dr. Grabner behandelt ausführlich alle Fragen der Vergrößerungstechnik, und zwei Kritiker analysieren und werten die Bilder des Heftes in einer ganz eigenartigen lebendigen Form. Die Galerie veranstaltet augenblicklich ein großes Werbe-Preisausschreiben, an dem jeder teilnehmen und schöne Prämien, vielleicht sogar auch einen der wirklich großen Preise, eine Leica III, eine Rolleiflex, und andere Apparate erringen kann. Probeheft gegen Briefmarken im Werte von ö. S. —,50 versendet die G a l e r i e, Wien V, Hamburgerstraße 4.

Fröhliche Ecke

„Nein, Bubi, das darfst du nicht haben,“ sagt Lieselottchen und nimmt dem kleinen Bruder die Puderquaste fort, „das brauchen nur Damen, Herren waschen sich.“

*

„Können Sie mir nicht sagen, in welchem Saale der „Läufer von Marathon“ ist?“

„Den werden Sie wohl hier in der Ausstellung nicht finden, wir haben hier nur Läufer von Smyrna!“

*

„Ultimo wirst du die zehn Mark zurückbekommen!“

„Welche zehn Mark denn?“

„Die du mir heute borgen sollst!“

*

Frau: „In diesen Tagen kaufst du mir nie schöne Geschenke.“

Gatte: „Nein, aber ich muß alle Geschenke bezahlen, die du für dich selbst kaufst.“